

Unser Grenzschutz im Jura

Autor(en): **E.J.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **4 (1914)**

Heft 49

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644328>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

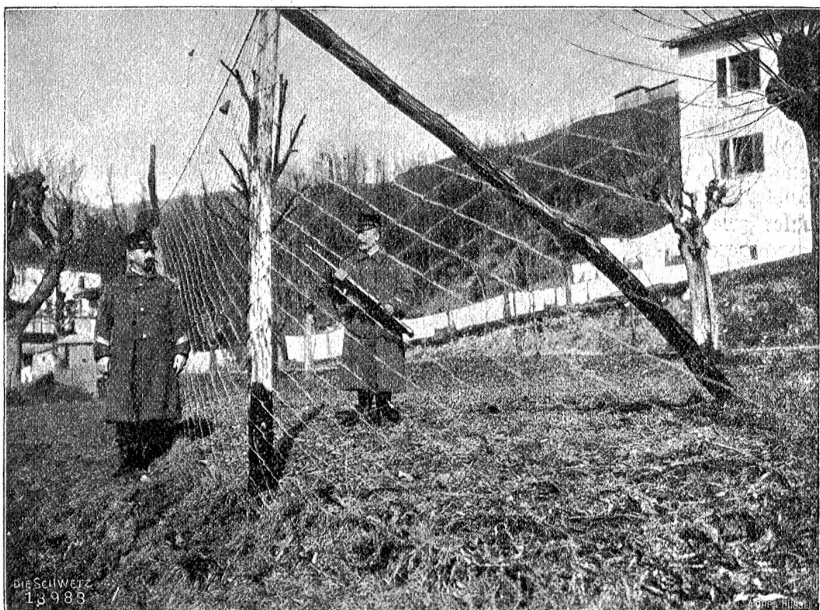
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Don der italienischen Grenze.

An keiner Landesgrenze wird wohl von altersher ein so schwungvoller Schleichhandel getrieben, wie an der schwei-

bewaffnet auftreten, ziehen es die Grenzwächter vor, sich außer Schweite zurückzuziehen, um einen ungleichen Kampf zu vermeiden. Es ist bekannt, daß vor einigen Jahren eine starke Schmugglerfarawane am hellen Mittag in das Dorf Varzo am Simplon einzog, buchstäblich an der Nase der Grenzwächter vorbei. Und es sind noch keine zehn Jahre her, daß bei einem einzigen Gasthausbesitzer für Fr. 45,000.— geschmuggelte Waren, Kaffee, Zucker, Zigarren usw. beschlagnahmt wurden. Daß ein solcher Groß-Schleichhandel nicht ohne Mitthilfe der Zollorgane möglich war, liegt klar auf der Hand.



Drahtsperre gegen den Schmuggel an der schweizerisch-italienischen Grenze.

zerisch-italienischen Grenze. Der enorme Preisunterschied in den wichtigsten Volksnahrungs- und Genußmitteln, läßt trotz hoher Strafen immer wieder Leute finden zu dem gefährlichen, aber einträglichen Gewerbe des Schmuggelns. Die Schmuggler sind fast ausnahmslos kühne und verwegene Italiener aus den Grenzdörfern, die mit jedem Weg und Steg genau vertraut und denen es auf einen blutigen Strauß mit den Grenzürgern nicht ankommt. Und obwohl die ganze Grenze mit einem schier undurchdringlichen Seil von Aufsehern besetzt ist, finden sie immer ihre Schliche, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Oft auch, wenn sie in Gruppen zu zehn oder zwanzig Mann stark und wohl-

In den letzten Jahren ist die italienische Zollverwaltung dem Schmuggel nun energisch auf den Leib gerückt, und die Mittel, die sie dazu anwendet, sind gut, aber kostspielig. Vor allen Dingen wurden auf dem Lago Maggiore zwei Torpedoboote stationiert, die Tag und Nacht kreuzen und jedes Fahrzeug, das sich den italienischen Gewässern nähert, anhalten und untersuchen. Klagen wegen Uebereifer kann man jetzt allenthalben hören. Dann ging man daran, einen zweieinhalb Meter hohen Drahtzaun vom Lago Maggiore bis zum Comersee, auf die ganze Länge der schweizerisch-italienischen und österreichisch-italienischen Grenze zu errichten.

Aber selbst dieses Hindernis wußten die Schmuggler zu überwinden. Sie dressierten Hunde, die über die Drahtzäune hinwegsehten und Zigarren und Zigarretten über die Grenze brachten. Um auch diesen vierfüßigen Schmugglern das Handwerk zu legen, wurde der Zaun höher gemacht. Jetzt ist er vier Meter hoch und überdies mit zahllosen Gloden versehen, die bei der geringsten Berührung des Netzes die Grenzwächter alarmieren. Daß auch diese Maßnahmen noch umgangen werden können, bewies der große Schmugglerprozeß, der vor etwa 2 Jahren die oberitalienischen Gerichte beschäftigte und in den auch Bewohner unseres Bündnerlandes hinein gezogen wurden.

Unser Grenzschutz im Jura.

An einem schönen Herbsttage durch die Täler und Weiden des Juras zu wandern bietet hohen Genuß. Die in allen Farben und Schattierungen prangenden Wälder, und die stillen Weiden wechseln ab mit wilden Schluchten. Schäumend bahnt sich der Bergbach seinen Weg. Die Straße folgt der Berglehne und jede Biegung, jeder Vorsprung bietet ein neues Bild, überrascht und entzückt.

Und ist dieses Wandern im Jura an und für sich schon ein Genuß, so steigert die Aussicht, die Befestigungen, die unsere braven Soldaten zur Abwehr des Nachbarn errichtet haben, mit eigenen Augen zu sehen, die gehobene Reise-stimmung zum beglückenden Hochgefühl.

* * *

Eine Fußtour über den Moron und durch den nur zu wenig bekannten Pichoux, eine wildromantische Schlucht, und eine kurze Eisenbahnfahrt führten uns am Abend in das alte Städtchen Bruntrut. Leider sind die Herbsttage so kurz, daß wir uns das malerische Städtchen mit seinen eleganten Villen, der altertümlichen Klosterkirche und dem alles überragenden Schloß nicht im vollen Sonnenlichte an-

sehen konnten; aber trotz der vorgerückten Stunde wagten wir es, die Plattform des Schlosses zu ersteigen, hofften wir doch, von dort aus einen Blick werfen zu können ins Nachbarland, dort ein Flammenzeichen des Krieges zu erspähen.

Schon früh sah uns der folgende Morgen, ein Sonntag, in dem nahen Dorfe N. Da wimmelte es von Soldaten, die ihre Morgentoilette besorgten, Kleider reinigten und sich zum Gang in die Kirche rüsteten. Etliche umstanden noch die Fahrkiche und schlürften ihren Kaffee.

Ein guter Bekannter geleitete uns zu unserem Ziel, einem nahen Hügel, den Sapeure zu einer kleinen Festung ausgebaut hatten. Auf die Tafel mit der Aufschrift „Verbotener Weg“ achteten wir wenig, hatten wir doch die nötigen Ausweise in der Tasche. Der langgestreckte Hügel, der Hauptkette vorgelagert, ist ein strategischer Punkt erster Ordnung. Von seiner Kuppe aus schweift der Blick über die ganze Gegend bis an die Landesmark. Der ganzen Hügel lehne entlang ziehen stufenweise übereinander liegend zwei Reihen Schützengräben, von kundiger Hand teilweise in den anstehenden Kalkfelsen gesprengt. Während wir von unten ansteigend die Pfähle, die das Drahtnetz andeuten,

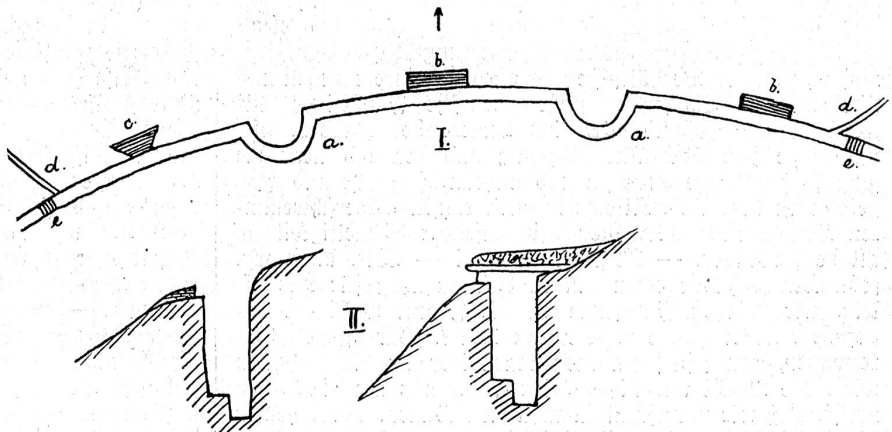
durchschreiten, sehen wir die Schützengräben kaum; nur zwei Ausgüßlöcher verraten, daß hier Menschenhand an der Arbeit gewesen. Die mannstiefen Schützengräben verlaufen in einem großen Bogen; dieser ist in bestimmten Distanzen durch halbkreisförmige Abweichungen unterbrochen. Die dazwischen liegende Erd- oder Felschicht verhindert, daß die Sprengwirkung der einschlagenden Granaten von einer Abteilung in die andere hinübergreife. (Siehe Skizze.) In der Mitte jeder Abteilung befindet sich ein Unterschlupf, sorgfältig zugedeckt, etwa 6 Soldaten Schutz bietend. Der Soldat steht nicht ganz in der Grabensohle, sondern erhöht auf einem Tritt, so daß er bequem seine Arme am Grabenrand und das Gewehr auf die sorgfältig aufgeschichteten Erdschollen auflegen kann. Das Regenwasser sammelt sich in der Sohle und wird am Ende des Schützengrabens durch besondere Ausläufe abgeleitet. (Siehe Querschnitt.) Einzelne dieser kunstvoll angeordneten Gräben sind mit Holz, Erde und Erdschollen zugedeckt; der Schütze schießt durch kleine, offene Schießlücken.

Auf der Rückseite des Hügels sahen wir eingegrabene Stellungen für Maschinengewehre, alle auf eine künstlich ausgehauene, geradlinige Waldblichtung am gegenüberliegenden Berghang gerichtet. Aus einzelnen Schützengräben kann der Soldat sogar nach vor- und rückwärts schießen, wohl in der Annahme, daß der Feind auch über den Bergkamm vordringen könnte. Wir gewannen den Eindruck, daß dieser Punkt, bemannt mit tapferen und zielsicheren Schützen fast uneinnehmbar sei, wenn nicht moderne, schwere Geschütze darauf gerichtet werden.

Von diesem Hügel aus wanderten wir nun den weiteren Schützengräben nach, die sich, dem Bergabhang folgend, von Dorf zu Dorf, viele Kilometer weit erstrecken. Eine kleine Wallfahrtskapelle steht in der Front, ein natürlicher Beobachtungsposten. Uns interessierte ganz besonders eine ins Erdreich gegrabene Artilleriestellung, von der aus man das ganze Gelände beherrscht. Die Stellungen einer weiteren Batterie wiesen alle auf einen Einschnitt in der gegenüberliegenden waldigen Höhe, über welche die Grenze nach dem Elsaß verläuft. Wir freuten uns, konstatieren zu können, daß jeder Versuch, dort einzubrechen, von unseren braven Kanonieren wohlgezielt zurückgewiesen würde.

lohnnte. Weit hin schweift der Blick in die Ferne, die niedergehende Sonne beleuchtet die Jurahöhen. Da drüben in der Tiefe, ganz nahe, beinahe greifbar, erschien uns die einsame waldreiche Grenze. Darüber hinweg dringt der Blick in das benachbarte Elsaß. — Halt! donnert uns der Wacht-

Ein mühsamer, steil ansteigender Weg durch Wald und Weiden führte uns auf den höchsten Bergkamm, einen prächtigen Aussichtspunkt, der die ausgestandenen Mühen reichlich



I. Schützengraben von oben gesehen. a. Schußvorrichtung gegen Sprengwirkung. II. Querschnitte durch einen ungedeckten und einen gedeckten Schützengraben. b. Unterschlupf für die Soldaten. c. Ausguck. d. Wasserablauf. e. Treppe.

posten entgegen. Wir ziehen unsere Ausweise hervor; der Soldat prüft sie mit strenger Miene und gibt sie uns mit einem freundlichen Lächeln zurück. Der eben abgelöste Posten selbst zeigt uns die kunstvoll aufgeführten Artilleriestellungen, den Beobachtungsposten und die Relaisstationen, die dorthin führen. Nur den Hügel, unter dem der Scheinwerfer steht, dürfen wir nicht betreten. Ein in den Boden gelegtes Kabel verbindet den verborgenen Scheinwerfer mit dem Krasterzeuger, einem mit grünen Tannzweigen maskierten Lokomobil. Daneben eine Telephonstation, nicht weit davon eine warme Unterkunftsstätte für die Ablösung. Wie wichtig unserer obersten Heeresleitung diese Höhe ist, beweist der Umstand, daß eine große Straße dorthin im Bau begriffen ist. Und weiter im Osten dehnt sich die befestigte Front aus, wahrlich ein fester Wall gegen den Einbruch in unser Vaterland, komme er von deutscher oder französischer Seite.

Der kurze Novembertag ging zur Neige; nur ungern schieden wir von dieser Stätte, die uns so recht den Eindruck hinterließ: „Lieb' Vaterland magst ruhig sein!“ Der durchlebte Tag befestigte von neuem unser Vertrauen in die oberste Heeresleitung und in die Kraft unseres Heeres. Wir wollen allen unwahren Gerüchten und haltlosen Kritiken an unseren obersten Landesbehörden und der Armeeführung entgegenreten. Der Soldat im Felde muß volles Vertrauen haben in seine Vorgesetzten und den Glauben daran, daß wir imstande sind, unsere Neutralität, die unseres Landes Schutz ist, auch mit Waffengewalt aufrecht zu erhalten.

E. J.

Wie es an der ostpreussischen Grenze aussieht.

Ein Feldpostbrief vom 17. November 1914.

Vorbemerkung der Redaktion: Wir haben gute Gründe, unser Blatt den Quellen zu verschließen, die den Tagesblättern, den welschen wie den deutschen, die Spalten mit Stimmungsbildern vom Kriegsschauplatz im Osten und Westen, meist in der Form von Feldpostbriefen, füllen. Fast alle diese Kriegsbilder enthalten Schilderungen von Greuelthaten des „Feindes“. Prüft man diese Schilderungen näher, so findet man meist daß es sich um Darstellungen von Zweit- und Drittpersonen handelt. Seit dem Dementi in den „Frankfurter Nachrichten“ von der Brunnenvergiftungsgeschichte aus Metz gleich bei Beginn des Krieges und seit der aufklärenden Arbeit des Berliner „Vorwärts“, der schon Duzenden der belgischen Greuelnachrichten ein unrühmliches Ende bereitet hat, glauben denkende Menschen diese Zeitungsbarbareien nicht mehr. Sie ärgern sich einfach bloß noch an dem bornierten Unverstand der Zeitungsredaktoren, die solche Nachrichten immer wieder aufnehmen.

Wenn wir hier trotzdem einen Feldbrief abdrucken, so haben wir eine Entschuldigung dafür. Eine Schweizerin stellt ihn uns zur Verfügung. Es ist ihr Sohn, der ihn geschrieben hat. Wenn er nun im Kriegsgebrause vom Deutschtum ergriffen wurde, wer will es ihm verargen? Aber auch in diesem Feldpostbriefe haben wir eine Stelle gefunden, die wir unsern Lesern vorenthalten müssen. Wir glauben sie eben nicht aus den obgenannten Gründen. Der übrige Brief ist so lebensvoll und wahr, daß wir ihn gerne, und wir glauben zum Genuß unserer Leser, veröffentlichen.

Meine Lieben!

Sechs Tage und sechs Nächte, beinahe ununterbrochen auf der Fahrt! Jetzt geht's wieder zurück, durch weite Felder an Dörfern und Städten vorbei nach D., das mir wie ein

sicherer Hafen erscheint, fast ein Stück Heimat, nun ich schon so lange dort weile. Habt Ihr wenigstens einige meiner Kartengrüße erhalten? Ich will versuchen, Euch zu erzählen, was ich in der verhältnismäßig kurzen Zeit alles erlebte: